

Jeffery Deaver

Der Knochenjäger

[Die Assistentin]

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Hans-Peter Kraft

GOLDMANN

Buch

Als die junge New Yorker Streifenpolizistin Amelia Sachs eine aus dem Boden ragende Männerhand und später den senkrecht begrabenen Leichnam entdeckt, läßt sie sofort weiträumig den Fundort abriegeln. Der Aufruhr, den diese Aktion auslöst, weckt das Interesse des pensionierten Detective Lincoln Rhyme. Trotz seiner Querschnittslähmung seit einem Dienstudfall arbeitet er, wenn auch inoffiziell, immer noch für seine ehemalige Abteilung, da man dort nicht auf sein geniales kriminalistisches Gespür verzichten will. Als sich weitere Morde ereignen, fordert Rhyme die couragierte Amelia als Assistentin an. Sie wird seine rechte Hand – und sie wird immer mehr in den Bann des schroffen, hochbegabten und doch so zynischen Mannes gezogen.

Ein erstes Täterprofil ergibt, daß es sich offensichtlich um einen psychopathischen Rachedtäter handelt, der seine völlig willkürlich ausgewählten Opfer leiden sehen will. Und er hinterläßt an jedem Tatort einen Hinweis auf seinen nächsten Mord. Schritt für Schritt kreisen Amelia und Lincoln den Täter ein, bis sie sogar ein Opfer noch rechtzeitig retten können. Da ändert der Mörder plötzlich seine Taktik – und Lincoln Rhyme muß sich fragen, ob er den Täter vielleicht sogar persönlich kennt.

Autor

Jeffery Deaver arbeitete als Folksänger und Rechtsanwalt, bevor er zu schreiben begann. Er wurde bereits dreimal für den renommierten »Edgar Award« nominiert. Jeffery Deaver lebt und arbeitet abwechselnd in Washington DC, New York und Kalifornien.

Bei Goldmann bereits erschienen

Schule des Schweigens. Roman (43458)

Die Saat des Bösen. Roman (43715)

Letzter Tanz. Roman (41650)

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel
»The Bone Collector« bei Viking, New York

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.
Das Papier enthält Recycling-Anteile.

Taschenbuchausgabe 2/2000
Copyright © der Originalausgabe 1997 by Jeffery Deaver
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH
Der Roman erschien bereits im Juni 1999 unter dem Titel »Die Assistentin«
(Goldmann Taschenbuch 41644)

Umschlaggestaltung: Design Team München
Motion Picture Artwork and Photography Copyright © 1999
by Columbia Pictures Industries, Inc.

All Rights Reserved
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin
Druck: Elsnerdruck, Berlin
Verlagsnummer: 43459
FB · Herstellung: Heidrun Nawrot
Made in Germany
ISBN 3-442-43459-9

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

INHALT

- 1 König für einen Tag
- 2 Locards Prinzip
- 3 Die Tochter des Streifenpolizisten
- 4 Bis auf die Knochen
- 5 Wenn man in Schwung ist, kriegt
einen keiner

Anhang:

Auszüge aus Rhyme, *Spurenlehre*,
4. Aufl.

1
KÖNIG FÜR
EINEN TAG



*In New York ist die Gegenwart so mächtig,
daß die Vergangenheit vergessen ist.*

John Jay Chapman

Freitag, 22.30 Uhr, bis Samstag, 15.30 Uhr

EINS

Sie wollte nur noch schlafen.

Die Maschine war mit zwei Stunden Verspätung gelandet, und sie hatten ewig lange auf das Gepäck warten müssen. Und dann hatte auch noch die Mietwagenfirma Mist gebaut – die Limousine war vor einer Stunde weggefahren. Deshalb mußten sie jetzt auf ein Taxi warten.

Sie stand mit den anderen Passagieren in der Schlange, die schlanke Gestalt leicht zur Seite geneigt, um das Gewicht des Laptop-Computers auszugleichen, den sie über der Schulter hängen hatte. John quasselte unentwegt über Zinssätze und neue Möglichkeiten zur Umschichtung des Transitgeschäfts, doch sie konnte nur noch an eins denken: Freitag abend, halb elf. Ich will mir bequeme Klamotten anziehen und mich hinhalten.

Sie musterte den endlosen Strom der gelben Taxis. Irgend etwas an der Farbe und der Gleichförmigkeit der Wagen erinnerte sie an Insekten. Und sie erschauerte leicht, spürte wieder dieses grusligkrabbelige Gefühl, das sie aus ihrer Kindheit in den Bergen kannte, wenn sie und ihr Bruder einen toten Dachs mit heraushängenden Eingeweiden gefunden oder einen Waldameisenhaufen umgetreten und das Gewusel feuchter Beine und Leiber betrachtet hatten.

T. J. Colfax trat vor, als das nächste Taxi kam und mit quietschenden Bremsen anhielt.

Der Fahrer ließ den Kofferraumdeckel aufspringen, blieb aber im Wagen sitzen. Sie mußten ihr Gepäck selbst einladen, was John sauer aufstieß. Er war es gewohnt, daß man ihn bediente. Tammie Jean

störte sich nicht daran; sie war gelegentlich immer noch überrascht, daß sie eine Sekretärin hatte, die ihre Korrespondenz tippte und verwaltete. Sie warf ihren Koffer hinein, schlug den Deckel zu und setzte sich in den Wagen.

John stieg nach ihr ein, knallte die Tür zu und wischte sich über das schwammige Gesicht und die beginnende Glatze, so als hätte er sich beim Verstauen seiner Reisetasche völlig verausgabt.

»Zuerst zur Zweiundsiebzigsten Ost«, brummte John durch die Trennscheibe.

»Danach zur Upper West Side«, fügte T. J. hinzu. Das Plexiglas zwischen den Vordersitzen und dem Fond war völlig verkratzt, so daß sie den Fahrer kaum sehen konnte.

Das Taxi schoß davon und rollte kurz darauf über die Stadtautobahn in Richtung Manhattan.

»Schau«, sagte John. »Daher die vielen Menschen.«

Er deutete auf eine riesige Reklametafel, auf der die Delegierten zu der am Montag beginnenden UN-Friedenskonferenz willkommen geheißen wurden. Rund zehntausend Besucher sollten in der Stadt weilen. T. J. betrachtete die Reklametafel – Schwarze, Weiße und Asiaten, alle lachten und winkten. Irgend etwas störte an diesem Bild. Die Proportionen und die Farben stimmten nicht. Und die Gesichter wirkten alle viel zu blaß.

»Leichenräuber«, murmelte T. J.

Sie rasten über die breite Stadtautobahn dahin, die schmutziggelb im Licht der Straßenbeleuchtung schimmerte. Vorbei am alten Navy Yard, vorbei an den Piers von Brooklyn.

John hörte endlich auf zu reden, holte seinen Taschenrechner heraus und tippte irgendwelche Zahlen ein. T. J. lehnte sich zurück, blickte hinaus auf die flirrenden Bürgersteige und die mürrischen Mienen der Menschen, die auf den Vordertreppen der Sandsteinhäuser entlang der Stadtautobahn hockten. Sie wirkten wie besinnungslos vor Hitze.

Auch im Taxi war es ziemlich heiß. T. J. streckte die Hand nach

dem Knopf aus, mit dem sich das Fenster senken ließ. Sie war nicht weiter überrascht, als er nicht funktionierte. Sie griff über John hinweg. Der Fensterheber auf seiner Seite war ebenfalls kaputt. Erst dann stellte sie fest, daß die Türverriegelungen fehlten.

Die Türgriffe ebenfalls.

Ihre Hand glitt über die Tür, tastete nach der Griffnabe. Nichts – als hätte sie jemand abgesägt.

»Was ist?« fragte John.

»Tja, die Türen ... Wie kriegen wir die wieder auf?«

John schaute von der einen zur anderen, als das Hinweisschild auf den Midtown Tunnel auftauchte und vorbeihuschte.

»He!« John klopfte an die Trennscheibe. »Sie haben die Ausfahrt verpaßt. Wo wollen Sie hin?«

»Vielleicht fährt er über die Queensboro«, meinte T. J. Die Strecke über die Brücke war zwar weiter, aber man sparte dadurch die Tunnelmaut. Sie setzte sich auf und klopfte mit ihrem Ring an das Plexiglas.

»Fahren Sie über die Brücke?«

Er beachtete sie nicht.

»He!«

Und im nächsten Moment raste er an der Ausfahrt zur Queensboro Bridge vorbei.

»Scheiße«, schrie John. »Wo fahren Sie denn hin? Nach Harlem. Ich wette, er bringt uns nach Harlem.«

T. J. blickte aus dem Fenster. Ein anderer Wagen fuhr neben ihnen her, zog langsam vorbei. Sie trommelte an die Scheibe.

»Hilfe!« schrie sie. »Bitte ...«

Der andere Fahrer warf ihr einen Blick zu, dann noch einen, und runzelte die Stirn. Er fuhr langsamer und reihte sich hinter ihnen ein, doch das Taxi scherte jäh aus, nahm schlitternd eine Ausfahrt nach Queens, bog in eine Gasse ab und raste durch eine menschenleere Lagerhausgegend. Sie mußten um die hundert Stundenkilometer fahren.

»Was *machen* Sie da?«

T. J. hämmerte an die Trennscheibe. »Fahren Sie langsamer. Wohin –?«

»O Gott, nein«, murmelte John. »Schau.«

Der Fahrer hatte eine Skimaske übergezogen.

»Was wollen Sie?« rief T. J.

»Geld? Wir geben Ihnen Geld.«

Noch immer kein Ton von vorne.

T. J. riß ihre Targus-Tasche auf und zog ihren schwarzen Laptop heraus. Sie holte aus und knallte die Kante des Computers gegen die Trennscheibe. Das Glas hielt, doch der Schlag hatte den Fahrer anscheinend zu Tode erschreckt. Der Wagen brach aus und hätte beinahe die Ziegelwand des Hauses gestreift, an dem sie gerade vorüberasteten.

»Geld! Wieviel? Ich kann Ihnen jede Menge Geld geben!« John geiferte geradezu, und die Tränen liefen ihm über die dicken Backen.

Wieder ramnte T. J. ihren Laptop mit aller Kraft gegen das Fenster. Der Bildschirm flog weg, doch die Trennscheibe blieb ganz.

Sie versuchte es noch mal, und diesmal zerbrach das Computergehäuse und rutschte ihr aus der Hand.

»O Mist ...«

Sie wurden beide heftig nach vorn geschleudert, als das Taxi in einer schmutzigen, unbeleuchteten Sackgasse scharf abbremste.

Der Fahrer stieg aus. Er hatte eine kleine Pistole in der Hand.

»Nein, bitte«, flehte sie.

Er ging zur Hintertür, beugte sich hinab und schaute durch das schlierige Glas. Er stand eine ganze Weile so da, während sie und John sich in die andere Ecke drängten und die schweißnassen Leiber aneinanderdrückten.

Der Fahrer schirmte die Augen mit der Hand ab und schaute sie sich genau an.

Plötzlich ertönte ein lautes Krachen, und T. J. fuhr zusammen. John schrie kurz auf.

In der Ferne, hinter dem Fahrer, zuckten rot-blaue Feuerzungen über den Himmel. Dann weiteres Geknatter und Geheul. Er drehte sich um und blickte auf, als eine riesige orangerote Spinne ihre Beine über der Stadt ausstreckte.

Ein Feuerwerk. T. J. fiel ein, daß sie in der *Times* etwas darüber gelesen hatte. Ein Geschenk des Bürgermeisters und des UN-Generalsekretärs, mit dem sie die Konferenzteilnehmer in der großartigsten Stadt der Welt empfangen.

Der Fahrer wandte sich wieder dem Taxi zu. Mit einem lauten Schnappen entriegelte er das Schloß und öffnete langsam die Tür.

Ein anonymer Anruf. Wie üblich.

Folglich konnte man nicht nachhaken und feststellen, welches unbebaute Grundstück der Anrufer meinte. »Siebenunddreißigste, Nähe Eleventh Avenue, hat er gesagt. Das ist alles«, hatte die Zentrale über Funk durchgegeben.

Anonyme Anrufer waren, was genaue Ortsbeschreibungen anging, bekanntlich nicht die Zuverlässigsten.

Amelia Sachs, die jetzt schon schwitzte, obwohl es erst neun Uhr morgens war, kämpfte sich durch das hohe Gras. Sie ging in Schlangenlinie, schritt den Suchabschnitt ab – so nannte man das bei der Polizei. Nichts. Sie beugte sich zu dem Funkmikrofon, das an ihrer marineblauen Uniformbluse befestigt war.

»Streife 5885. Kann nichts feststellen, Zentrale. Haben Sie weitere Angaben?«

»Nicht zur Örtlichkeit, 5885«, meldete sich knisternd und knackend die Einsatzzentrale. »Aber eins noch ... der Anrufer hat gesagt, er hofft, daß das Opfer tot ist. Ende.«

»Sagen Sie das noch mal, Zentrale.«

»Der Anrufer hat gesagt, er hofft, daß das Opfer tot ist. Um sei-
netwillen. Ende.«

»Ende.«

Hofft, daß das Opfer tot ist?

Sachs kletterte über einen durchhängenden Stacheldrahtzaun und suchte eine weitere unbebaute Parzelle ab. Nichts.

Sie wollte am liebsten aufgeben. Einen 10-90 melden, eine Fehlanzeige, und zum Deuce zurückkehren, ihrem üblichen Streifenbezirk. Ihre Knie schmerzten, und sie kochte förmlich vor Hitze in diesem mistigen Augustwetter. Sie wollte sich zur Hafengebörde verziehen, bei den Kollegen herumhängen und eine große Dose Arizona-Eistee trinken. Danach, um halb zwölf – in etwas über zwei Stunden –, wollte sie ihren Spind in Midtown South ausräumen und zur Fortbildung ins Präsidium nach Downtown fahren.

Doch sie blies den Einsatz nicht ab – sie brachte es nicht über sich. Sie ging weiter: den heißen Gehsteig entlang, durch eine Lücke zwischen zwei verlassenem Wohnblocks, über ein weiteres verwildertes Grundstück.

Sie grub den langen Zeigefinger in das flache Dach ihrer Uniformmütze, in das Nest ihrer langen, hochgesteckten roten Haare. Sie kratzte sich krampfhaft, griff dann unter die Mütze und kratzte weiter. Schweiß rann ihr über die Stirn und kitzelte sie, worauf sie sich auch die Augenbrauen vornahm.

Sie dachte: Die letzten zwei Stunden auf der Straße. Damit kann ich leben.

Als Sachs tiefer in das Gestrüpp vordrang, war ihr an diesem Morgen zum erstenmal unwohl zumute.

Jemand beobachtete sie.

Raschelnd strich der heiße Wind durch das dürre Gestrüpp, dazu kam der Lärm der Personen- und Lastwagen am Lincoln Tunnel. Ein Gedanke ging ihr durch den Kopf, der Streifenpolizisten häufig zu schaffen machte: Diese Stadt ist so verdammt laut, daß sich jemand von hinten mit dem Messer an mich ranschleichen könnte, ohne daß ich es überhaupt mitbekäme.

Oder ein Zielfernrohr auf meinen Rücken richten ...

Sie fuhr herum.

Nichts als trockenes Laub, rostige Maschinenteile und Müll.

Sie zuckte ein paarmal zusammen, als sie auf einen Steinhaufen kletterte. Amelia Sachs, einunddreißig Jahre alt – *erst* einunddreißig, wie ihre Mutter sagen würde –, litt an Arthritis. Ein Erbteil ihres Großvaters, und zwar ebenso eindeutig, wie sie die gertenschlanke Figur von ihrer Mutter und das gute Aussehen von ihrem Vater hatte, in dessen Fußstapfen sie auch beruflich getreten war (woher die roten Haare stammten, wußten die Götter). Ein weiterer stechender Schmerz, als sie sich durch ein hohes, halbvertrocknetes Gebüsch zwängte. Sie blieb gerade noch rechtzeitig stehen, denn nur einen Schritt vor ihr fiel das Gelände mindestens zehn Meter steil ab.

Unter ihr lag eine düstere Schlucht – tief in das Muttergestein der West Side eingegraben. In ihr verlief die Gleisbettung für die Amtrak-Züge in Richtung Norden.

Sie kniff die Augen zusammen und blickte hinunter auf den Grund der Schlucht, auf eine Stelle unmittelbar neben der Bahntrasse.

Was war das?

Ein kreisrunder Fleck aufgewühlter Erde, aus dem eine Art Ast aufragte? Es sah aus wie –

Ach, du lieber Gott ...

Sie erschauerte beim bloßen Anblick. Spürte, wie ihr schlecht wurde, wie ihre Haut zu prickeln begann. Sie mußte sich mit aller Macht zusammennehmen, denn am liebsten hätte sie kehrtgemacht und so getan, als hätte sie nichts gesehen.

Er hofft, daß das Opfer tot ist. Um seinetwillen.

Sie rannte zu einer eisernen Leiter, die vom Gehsteig hinab zum Bahnkörper führte. Sie griff nach dem Geländer, hielt sich aber gerade noch rechtzeitig zurück. Mist. Der Täter könnte über diese Leiter geflüchtet sein. Wenn sie sie anfaßte, ruinierte sie womöglich die Fingerabdrücke, die er hinterlassen hatte. Na schön, dann eben auf die komplizierte. Sie atmete tief durch, um die Schmerzen in ihren Gelenken zu unterdrücken, setzte ihre Dienstschuhe – sie hatte sie

für den ersten Tag in ihrer neuen Stellung eigens auf Hochglanz poliert – in die ins Gestein gekerbten Spalten und kletterte am Felsen hinab. Sie sprang die letzten anderthalb Meter zur Bahntrasse hinunter und rannte zu dem Fleck, an dem das Erdreich aufgegraben worden war.

»O Mann ...«

Es war kein aus dem Boden ragender Ast, es war eine Hand. Die Leiche war aufrecht begraben und mit Erde zugeschüttet worden, bis nur mehr Unterarm, Handgelenk und Hand herausstanden. Sie starrte auf den Ringfinger: Sämtliches Fleisch war entfernt worden, und auf dem blanken, blutigen Knochen steckte ein mit Diamanten besetzter Damenring.

Sachs kniete sich hin und fing an zu graben.

Als sie mit den Händen die Erde nach hinten schleuderte wie ein Hund, fiel ihr auf, daß die nicht verstümmelten Finger weit gespreizt und unnatürlich durchgebogen waren. Was ihr verriet, daß das Opfer noch am Leben gewesen war, als man ihm die letzte Schaufel Erde auf das Grab geworfen hatte.

Und vielleicht immer noch lebte.

Sachs wühlte wie wild im lockeren Erdreich und zerschnitt sich die Hand an einer Glasscherbe, worauf sich ihr dunkles Blut mit der dunkleren Erde mischte. Sie stieß auf die Haare, dann auf die Stirn, sah die typischen Anzeichen einer Zyanose, die bläulichrote Verfärbung, die auf Tod durch Ersticken hindeutete. Sie grub weiter, bis sie die gebrochenen Augen sah und den Mund, der zu einem grauisigen Grinsen verzerrt war. Vermutlich hatte das Opfer bis zur letzten Sekunde versucht, den Kopf über der schwarzen Erde zu halten.

Es war keine Frau. Trotz des Ringes. Es war ein korpulenter Mann, um die Fünfzig. So tot wie der Boden, in dem er steckte.

Sie wich zurück, konnte aber den Blick nicht von ihm abwenden und wäre beinahe über ein Bahngleis gestolpert. Eine ganze Minute lang war sie zu keinerlei Gedanken fähig. Stellte sich nur immer wieder vor, was für ein Gefühl es gewesen sein mußte, so zu sterben.

Dann: Komm schon, Schätzchen. Du hast hier einen Mord an der Hand, und du bist die erste Polizistin vor Ort.

Du weißt, was du tun mußt.

FAUST.

F steht für Festnahme eines Täters, falls bekannt.

A steht für Aufschreiben von Zeugen und Verdächtigen.

U steht für Überblick über den Tatort verschaffen.

S steht für ...

Wofür stand *S* doch gleich wieder?

Sie senkte den Kopf und sprach ins Mikrofon. »Streife 5885 an Zentrale. Einsatzmeldung. Habe einen 10-29 bei den Bahngleisen an der Siebenunddreißigsten, Ecke Eleventh Avenue. Tötungsdelikt. Brauche Kripo, Spurensicherung und Polizeiarzt. Kommen.«

»Verstanden, 5885. Täter festgenommen? Kommen.«

»Kein Täter.«

»Verstanden, 5885.«

Sachs starrte auf den Finger, von dem das Fleisch entfernt worden war. Den Ring, der nicht paßte. Die Augen. Und das Grinsen ... oh, dieses verfluchte Grinsen. Wieder schauderte es sie am ganzen Leib. Amelia Sachs war im Sommerlager in Flüssen geschwommen, in denen es vor Schlangen wimmelte, sie hatte sich zu Recht gebrüstet, daß es ihr nichts ausmachen würde, am Bungeeseil von einer dreißig Meter hohen Brücke zu springen. Aber sobald sie an Gefangenschaft dachte, an enge Räume ... sobald sie sich vorstellte, in der Falle zu sitzen, nicht weg zu können, packte sie die helle Panik. Deswegen ging Sachs schnell, wenn sie zu Fuß unterwegs war, und deswegen fuhr sie mit dem Auto wie der Teufel persönlich.

Wenn man in Schwung ist, kriegt einen keiner ...

Sie hörte ein Geräusch und spitzte die Ohren.

Ein dumpfes Rumpeln, das lauter wurde.

Papierfetzen wehten die Bahngleise entlang. Staubwolken umwirbelten sie wie wütende Geister.

Dann ein tiefes Heulen ...

Streifenpolizistin Amelia Sachs, einen Meter fünfundsiebzig groß, stellte fest, daß sie es mit einer dreißig Tonnen schweren Amtrak-Lokomotive zu tun hatte, einem rot-weiß-blauen Stahlkoloß, der mit fünfzehn Stundenkilometern entschlossen auf sie zuhielt.

»Sie da, stehenbleiben!« schrie sie.

Der Lokführer beachtete sie nicht.

Sachs rannte auf den Bahnkörper, stellte sich breitbeinig mitten auf die Gleise und winkte ihm zu, daß er anhalten solle. Quietschend kam die Lokomotive zum Stehen. Der Lokführer streckte den Kopf aus dem Fenster.

»Sie können hier nicht durch«, erklärte sie ihm.

Er fragte sie, was sie damit meine. Ihrer Ansicht nach sah er furchtbar jung aus, viel zu jung, um einen so großen Zug zu fahren.

»Sie haben hier einen Tatort vor sich. Stellen Sie bitte den Motor ab.«

»Gute Frau, ich seh' nirgendwo eine Tat.«

Aber Sachs hörte nicht zu. Sie schaute hinauf zu einem Loch im Maschendrahtzaun, oben an der Westseite der Bahnstrecke, nahe der Eleventh Avenue.

Auf diesem Weg hätte er sein Opfer ungesehen hierherschaffen können – wenn er an der Eleventh Avenue parkte und es durch die enge Gasse zu dem Steilabfall schlepte. An der Siebenunddreißigsten, der Querstraße, lief er Gefahr, daß jemand aus einem der zahllosen Fenster schaute und ihn bemerkte.

»Der Zug, Sir. Lassen Sie ihn einfach stehen.«

«Ich kann ihn hier nicht stehenlassen.«

»Stellen Sie bitte den Motor ab.«

»So eine Lok stellt man nicht ab. Die läuft immerzu.«

»Und rufen Sie Ihren Einsatzleiter an. Oder irgendwen. Die Züge in Richtung Süden müssen ebenfalls angehalten werden.«

»Das können wir nicht machen.«

»Auf der Stelle, Sir. Ich habe die Nummer Ihres Fahrzeugs.«

»Fahrzeug?«

»Ich rate Ihnen, meinen Anweisungen unverzüglich Folge zu leisten«, herrschte Sachs ihn an.

»Was wollen Sie denn machen, gute Frau? Mir einen Strafzettel verpassen?«

Doch Amelia Sachs kletterte bereits mit ächzenden Gliedmaßen die Felswand hinauf, den Geschmack von Kalk, Erde und Schweiß im Mund. Sie rannte zu der Gasse, die sie von der Bahntrasse aus bemerkt hatte, und warf einen Blick auf die Eleventh Avenue und das Javits Center auf der anderen Straßenseite. Im Foyer wimmelte es von Menschen – Schaulustige und Presse. Auf einem riesigen Spruchband stand *Ein herzliches Willkommen den UN-Delegierten!* Aber am frühen Morgen, als die Straße menschenleer war, hätte der Täter hier mühelos einen Parkplatz finden und das Opfer unbemerkt zu den Gleisen schleppen können. Sachs ging zur Eleventh Avenue und betrachtete die sechsspürige Straße, auf der sich der Verkehr staute.

Packen wir's an.

Sie trat mitten zwischen die Pkws und Lkws und riegelte kurzerhand sämtliche Spuren in Richtung Norden ab. Etliche Fahrer versuchten sich durchzuschlängeln, so daß sie zwei Verwarnungen aussprechen und schließlich mehrere Mülltonnen mitten auf die Straße schleppen und eine Barrikade errichten mußte, damit die braven Bürger ihrer Pflicht nachkamen.

Endlich fiel Sachs auch der nächste Punkt der Verhaltensregeln am Tatort ein.

S steht für Sichern des Tatorts.

Wütendes Hupen schallte durch die dunstige Morgenluft, kurz darauf untermalt von den aufgebrachtten Rufen der Fahrer. Wenig später hörte sie, wie Sirenen in das allgemeine Getöse einstimmten, als die ersten Einsatzwagen eintrafen.

Vierzig Minuten später wimmelte es am Tatort von Uniformierten und Kriminalpolizisten, Dutzenden von Kripoleuten – viel mehr, als bei einem Mord in Hell's Kitchen gerechtfertigt schien, so grausig die Tat auch sein mochte. Aber das hier, so erfuhr Sachs von ei-

nem anderen Polizisten, war ein heißer Fall, ein gefundenes Fressen für die Medien – bei dem Opfer handelte es sich um einen Fluggast, der gestern nacht am John F. Kennedy Airport gelandet, gemeinsam mit einer Mitreisenden in ein Taxi gestiegen und in die Stadt gefahren war. Keiner von beiden war zu Hause angekommen.

»CNN schaut uns auf die Finger«, flüsterte der Uniformierte.

Daher war Amelia Sachs nicht weiter überrascht, als sie sah, wie Vince Peretti, der blondgelockte Chef der Investigation & Resource Division, des zentralen Kriminaldezernats, die Böschung hinaufkletterte, oben kurz innehielt und den Staub von seinem Tausend-Dollar-Anzug klopfte.

Überrascht war sie allerdings, als sie feststellte, daß er Notiz von ihr nahm, das glattrasierte Gesicht zu einem schmalen Lächeln verzog und sie zu sich winkte. Vermutlich erntete sie ein wohlwollendes Nicken für ihre Kletterpartie. Wollte die Fingerabdrücke auf der Leiter nicht beschädigen, Jungs. Vielleicht gab es sogar eine Belobigung. Am letzten Tag, an dem sie Streifendienst schob, in allerletzter Stunde. Ein wahrhaft ruhmreicher Abgang.

Er musterte sie von oben bis unten. »Streifenpolizistin, Sie sind doch keine Anfängerin mehr, oder? Davon gehe ich einfach mal aus.«

»Wie bitte, Sir?«

»Sie sind doch keine Anfängerin mehr, nehme ich an.«

Genaugenommen war sie das nicht, obwohl sie erst drei Dienstjahre auf dem Buckel hatte; andere Streifenpolizisten in ihrem Alter waren meist bereits seit neun oder zehn Jahren dabei. Sachs hatte ein paar Jahre lang gegammelt, ehe sie die Akademie besucht hatte. »Ich weiß nicht recht, worauf Sie hinauswollen.«

Er warf ihr einen entnervten Blick zu und hörte auf zu lächeln. »Sie waren doch zuerst am Tatort?«

»Ja, Sir.«

»Warum haben Sie die Eleventh Avenue gesperrt? Was haben Sie sich dabei nur gedacht?«

Sie schaute die breite Straße entlang, die noch immer mit Müll-



Jeffery Deaver

Der Knochenjäger

Die Assistentin

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, 512 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-43459-6

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2000

Ex-Detective Lincoln Rhyme ist nach einem Arbeitsunfall querschnittsgelähmt und zieht sich immer mehr zurück. Bis ein Serienkiller die Stadt in Angst versetzt: an jedem Tatort hinterläßt er einen Hinweis auf seinen nächsten Mord. Lincolns Interesse wird geweckt - denn langsam kommt ihm der Verdacht, daß er den Mörder kennen muß...



[Der Titel im Katalog](#)